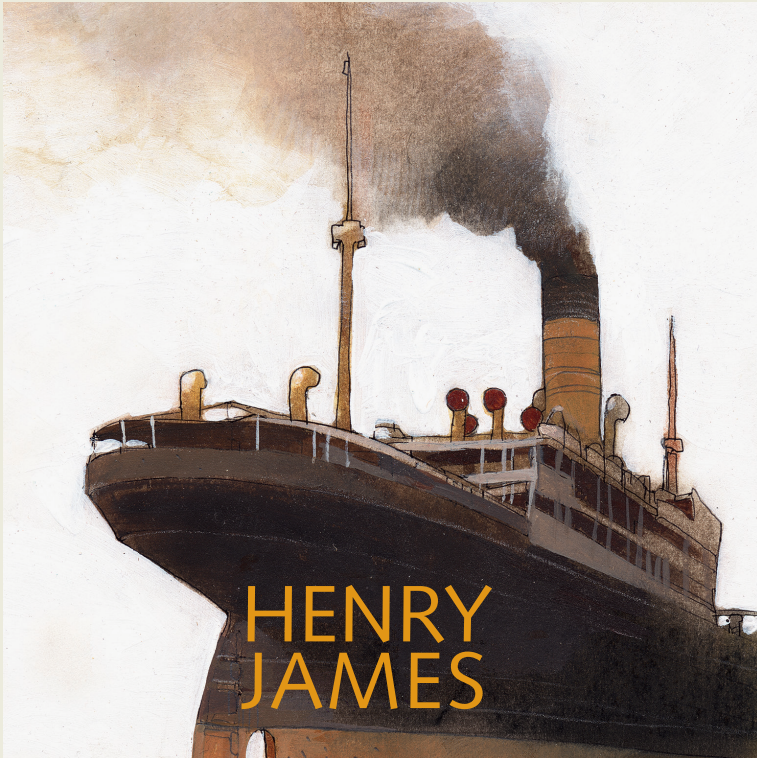




VIER BEGEGNUNGEN

Übersetzt und herausgegeben von Mirko Bonné

mare

HENRY JAMES

VIER BEGEGNUNGEN

Erzählungen

Aus dem Englischen
übersetzt und herausgegeben
von Mirko Bonné

mare

INHALT

Tragödie eines Irrtums
(*A Tragedy of Error*, 1864)

7

Vier Begegnungen
(*Four Meetings*, 1877)

43

Wie man es sieht
(*The Point of View*, 1882)

87

Pandora
(*Pandora*, 1884)

161

Anmerkungen

237

Editorische Notiz

255

Der Ozean zwischen uns
Eine Nachbemerkung

257

WIE MAN ES
SIEHT

VON MISS AURORA CHURCH, AUF SEE,
AN MISS WHITESIDE, PARIS.

... Mein liebes Kind, das Bromidnatrium (wenn es denn so heißt) erwies sich als völlig nutzlos. Ich meine, nicht dass es mir nicht gutgetan hätte, ich hatte bloß nie Gelegenheit, die Flasche aus der Tasche zu holen. Bestimmt hätte es Wunder an mir gewirkt, so es nötig gewesen wäre – aber das war's nicht, ganz einfach deshalb, weil ich selber ein Wunder war. Kannst Du glauben, dass ich die gesamte Überfahrt an Deck verbracht habe, und zwar aufs Angeregteste plaudernd und immer in Bewegung? Zwölf Mal rund ums Deck sind eine Meile, meine ich; nach dieser Berechnung bin ich jeden Tag zwanzig Meilen gelaufen. Außerdem runter zu jedem Essen – wenn ich bitten darf –, wo ich den Appetit einer Fischverkäuferin an den Tag legte. Natürlich war das Wetter zauberhaft; groß etwas geleistet habe ich also nicht. Der böse alte Atlantik war so blau wie der Saphir an meinem einzigen Ring (ein ziemlich dicker) und so glatt wie der rutschige Esszimmerboden bei Madame Galopin. Drei Stunden lang ist jetzt schon Land in Sicht, und bald sollen wir in die Bucht von New York einlaufen, von der es heißt, sie sei ausnehmend schön. Aber das weißt Du natürlich noch, auch wenn sich hier alles angeblich so schnell verändert. Ich erinnere mich ja irgendwie an gar nichts, denn alles, was ich von unserer Europareise noch weiß – so viele Jahre her –, verschwimmt und ist bloß noch trübe. Unangenehm eingeprägt hat sich mir nur,

dass Mamma mich jeden Tag eine Stunde lang in die Prunkkabine sperrte, damit ich dort irgend so ein religiöses Gedicht auswendig lernte. Ich war erst fünf Jahre alt, und als Kind war ich extrem schüchtern, glaube ich. Andererseits war Mamma, wie Du weißt, entsetzlich streng. Sie ist bis heute streng – nur bin ich abgestumpft. Man hat mich so gekniffen und geknebelt – moralisch gesehen, *bien entendu*. Es stimmt allerdings, dass Fünfjährige hier an Bord sind, die extrem auffällig waren – sie wuselten über das ganze Schiff und immer zwischen den Füßen herum. Natürlich sind sie kleine Landsleute, was heißt, sie sind kleine Barbaren. Ich will nicht behaupten, dass alle unsere Landsleute barbarisch sind – irgendwie scheinen sie sich nach ihrer Erstkommunion zu bessern. Keine Ahnung, ob die Zeremonie der Grund ist, dass sie sich bessern, zumal ihr ja nur wenige von ihnen große Bedeutung beimessen. Auf jeden Fall aber sind die Frauen netter als die kleinen Mädchen – ich meine, im Verhältnis, weißt Du. Du hast mich ja davor gewarnt, alles über einen Kamm zu scheren, und Du siehst, wir sind noch gar nicht da, schon fange ich damit an. Aber es dürfte auch nichts Schlimmes daran sein, solange es vorteilhaft ist. Ist es etwa nicht vorteilhaft, wenn ich sage, ich habe die herrlichste Zeit erlebt? Noch nie im Leben bin ich so frei gewesen, weshalb ich auch jeden Tag während der Überfahrt allein unterwegs war, wenn man so sagen kann. Sollte dies ein Vorgeschmack sein auf das, was mich erwartet, so gewöhne ich mich daran sehr gern. Wenn ich sage, dass ich allein unterwegs war, meine ich, dass wir immer zu zweit waren. Aber wir zwei waren sozusagen allein, und es war anders, als immer mit Mamma zusammen zu sein, mit Madame Galopin, mit einer Dame in der *pension* oder unserer Köchin-auf-Zeit. Mamma ging es sehr schlecht; an Land ist sie so putzmunter, das reinste Wunder, sie überhaupt einmal nicht obenauf

zu sehen. Sie sagt allerdings, es liege gar nicht daran, auf See zu sein, sondern im Gegenteil daran, wieder an Land zu sollen. Sie hat es mit der Ankunft nicht eilig – eine Menge Desillusionierung erwarte uns, sagt sie. Ich wusste gar nicht, dass sie sich überhaupt Illusionen macht – sie ist so streng, so philosophisch. Sehr ernst ist sie; sitzt stundenlang da, in vollkommenes Schweigen gehüllt, den Blick auf den Horizont geheftet. Gestern hörte ich sie zu einem englischen Gentleman sagen – dem sehr sonderbaren Mr. Antrobus, der einzige Mensch, mit dem sie sich unterhält –, sie habe Angst davor, ihr Heimatland nicht zu mögen, wie auch davor, nicht zu mögen, dass sie es nicht mag. Hierin allerdings irrt sie sich: Sie wird es ganz ungemein mögen (also, dass sie es nicht mag). Sollte es sich als irgendwie annehmbar erweisen, wird Mamma die Hutschnur platzen, denn das würde ihrem System zuwiderlaufen. Du kennst Mammass System in- und auswendig; ich habe es so oft erläutert. Es war *mein* System – schließlich musste ich ja eins erfinden! Sie hat zugestimmt, mitzureisen, nur weil sie einsah, dass – solange keine *dot* da ist – ich in Europa nie unter die Haube komme. Und ich habe so getan, als könnte ich an gar nichts anderes mehr denken, nur damit sie sich in Bewegung setzt. In Wirklichkeit *cela m'est parfaitement égal*. Ich habe nur Angst, dass ich es zu sehr mag (ich meine nicht das Heiraten, natürlich nicht, sondern die Heimat, das eigene Land). Du kannst sagen, was Du willst, es ist einfach wunderbar, allein unterwegs zu sein, deshalb habe ich Mamma wissen lassen, dass ich vorhabe, immer *en course* zu sein. Wenn ich ihr das sage, sieht sie mich an und schweigt genauso; ihre Augen weiten sich, und dann schließt sie sie langsam. Fast kommt es mir vor, als machte ihr das Meer zu schaffen, obwohl es so schön ruhig ist. Ich frage sie, ob sie mein Bromid probieren will, das ich in der Tasche habe; aber sie schickt mich weg, und dann laufe ich

wieder, tapse mit meinen kleinen Stiefelsohlen über das rutschige, blitzblanke Deck. Dieser Hinweis auf meine Stiefelsohlen ist übrigens keine selbstgefällige Marotte, nur ist es auf See nun mal Tatsache, dass deine Füße und Schuhe allergrößte Bedeutung erhalten, weshalb wir alles daransetzen sollten, ansehnliche zu haben. Für nichts anderes scheint man Augen zu haben, wenn die Leute übers Deck spazieren; bald kennt man sie von Nahem und verabscheut einige von ihnen so sehr. Ich fürchte, Du wirst glauben, dass ich mich innerlich schon verabschiedet habe, und soviel ich weiß, schreibe ich ja, wie eine *demoiselle bien élevée* nicht schreiben sollte. Ich weiß nicht, ob es an der amerikanischen Luft liegt – falls es so ist, kann ich nur sagen, die amerikanische Luft ist ganz herrlich. Sie macht mich ungeduldig und rastlos, und so sitze ich hier und bin am Kritzeln, weil ich es nicht abwarten kann, anzukommen, und die Zeit geht schneller vorbei, wenn ich mich beschäftige. Ich bin im Salon, wo wir unsere Mahlzeiten einnehmen, und mir gegenüber ist ein großes rundes Bullauge, weit offen, um den Landgeruch hereinzulassen. Ab und zu stehe ich ein bisschen auf und gucke durch, um zu sehen, ob wir einlaufen. Ich meine, in die Bucht, weißt Du, denn bis zur Stadt werden wir's erst im Dunkeln schaffen. Die Bucht will ich nicht verpassen; sie scheint ja so wundervoll zu sein. Mir ist nicht ganz klar, was da außer ein paar schönen Inseln sein soll; aber bestimmt weißt Du darüber alles. Man merkt genau, dass dies die letzten Stunden sind, weil überall um mich herum die Leute Briefe schreiben, um sie in die Post zu geben, sobald wir am Kai liegen. Ich glaube, sie sind furchtbar beim Zoll, und Du wirst noch gut wissen, zu wie vielen neuen Sachen Du Mamma breitgeschlagen hast, damit ich (die nur ans Heiraten denkt) sie mitschleppe in dieses Land, wo man sogar von den hübschesten Mädchen erwartet, dass sie nicht schmuck-

los auf die Straße gehen. In Paris haben wir uns ruiniert (auch daher Mammass Ernst) – *mais au moins je serai belle!* Außerdem glaube ich, dass Mamma bereit ist, alles etwaig Nötige zu sagen oder zu tun, damit uns ihre grässlichen Abgaben erspart bleiben. Wie sie ja sehr richtig bemerkt, kann sie sich einen zweiten Ruin nicht leisten. Ich weiß zwar nicht, wie man mit diesen schrecklichen *douaniers* umgeht, aber ich habe vor, mir etwas wirklich Charmantes auszudenken. Ich habe vor zu sagen: »*Voyons, Messieurs*, ein junges Mädchen wie ich, erzogen nach strengsten ausländischen Traditionen, stets im Hintergrund gehalten von einer mehr als übermächtigen Mutter – *la voilà!* Sie haben selber Augen! –, was wäre ihr denn einzuschmuggeln überhaupt möglich? Nichts außer einigen simplen Reliquien aus ihrem Konvent!« Ich werde ihnen nicht verraten, dass mein Konvent *Magasin du Bon Marché* hieß. Vor drei Tagen hat Mamma mich noch verspottet, weil ich auf so vielen Reisekoffern bestand, die Wahrheit aber ist – und sie bleibt unter uns –, dass wir nicht weniger als sieben haben. Für Reliquien ist das eine ganze Menge! Alle schreiben wir sehr lange Briefe – oder zumindest schreiben wir sehr viele. Bis jetzt gibt es nichts Neues von der Bucht. Mr. Antrobus, Mammass Freund, der mir gegenüber sitzt, fängt gerade seinen neunten an. Er ist ein Abgeordneter und Mitglied des Parlaments. Während der Überfahrt hat er an die hundert Briefe geschrieben, weshalb ihn die Anzahl der Marken, die er bei der Ankunft zu erstehen haben wird, in große Unruhe versetzt. Er steckt voller Informationen – hat aber nicht genug, denn er stellt genauso viele Fragen wie Mamma, wenn sie auf die Suche nach einer Mietwohnung geht. Er hat vor, in verschiedene Dinge »hineinzusehen« – er sagt das so, als hätten sie nur aus diesem Grund ein kleines Loch. Er marschiert fast genauso viel wie ich, hat allerdings sehr große Füße. Er stellt sogar mir Fragen, wo-

rauf ich ihm wieder und wieder sage, dass ich über Amerika nichts weiß. Aber das macht keinen Unterschied: Er fängt immer wieder von Neuem an, und deshalb, nein, ist es überhaupt nicht verwunderlich, dass er meine Unwissenheit unglaublich findet. »Nun ja, wie wäre das wohl in einem Ihrer Staaten im Südwesten?« – so fängt er am liebsten eine Unterhaltung an. Mal Dir mich aus, wie ich von den Staaten im Südwesten berichte! Ich sage zu ihm, er solle besser Mamma fragen – um sie ein bisschen zu ärgern, diese Lady, die über besagte Dinge nicht besser Bescheid weiß als ich. Mr. Antrobus ist sehr groß und schwarz. Er klingt irgendwie irisch. Er hat eine Frau und zehn Kinder. Sehr romantisch ist er nicht. Aber er hat stapelweise Briefe für Leute *là-bas* (ich vergesse, dass wir grad ankommen), und Mamma, die sich sehr für ihn interessiert trotz seiner Ansichten (welche grauenhaft fortschrittlich und ganz und gar nicht wie Mammamas sind), hat versprochen, ihm die *entrée* in die besten Kreise zu verschaffen. Ich weiß nicht, was sie weiß über die besten Kreise hier und heute, denn wir haben unsere Verbindungen ja nie aufrechterhalten, und so wird niemand etwas von uns wissen (oder, fürchte ich, wissen wollen). Nach ihrer Vorstellung wird man uns überall mit Jubel empfangen – doch in Wirklichkeit weiß ich, abgesehen von den armen kleinen Rucks, die bankrott sind und, wie man mir sagt, in gar keinen Kreisen verkehren, niemanden, auf den wir zählen können. *C'est égal*. Nach Mammamas Vorstellung wird man uns allseits zumindest gernhaben, ob wir unsererseits Amerika gernhaben oder nicht. Und ein bisschen stimmt das ja auch schon – Du würdest es erkennen an der Art, wie Mr. Cockerel und Mr. Louis Leverett mich immer zum Gang übers Deck einladen. Beide Gentlemen sind Amerikaner, beide haben um Erlaubnis gebeten, mich in New York zu besuchen, und ich antwortete: *Mon Dieu, oui*, wenn es so Landessitte

ist. Natürlich traute ich mich nicht, Mamma davon zu erzählen, die sich was drauf einbildet, dass wir in unseren Reisekoffern einen kompletten Satz unserer eigenen Sitten mitgebracht haben und die bloß ein bisschen ausschütteln müssen, bevor wir sie pünktlich zur Ankunft anziehen. Wenn die zwei besagten Gentlemen mich nicht gerade zur selben Zeit besuchen, habe ich also nicht viel zu befürchten, glaube ich. Andererseits, falls sie es täten, wäre ja nicht ich dafür verantwortlich. Sie haben eine besondere Abneigung gegeneinander und sind bereit, um mich armes kleines Ding zu kämpfen. Allerdings bin ich nur der Vorwand; denn, wie Mr. Leverett sagt, in Wirklichkeit geht es hier um die Gegensätzlichkeit der Temperamente. Ich hoffe nur, sie schneiden einander nicht die Kehle durch, denn verrückt bin ich nach keinem von beiden. Für das Deck eines Schiffes sind sie sehr gut, aber in einem *salon* würde ich mich gar nicht um sie kümmern: Sie sind nicht im Mindesten vornehm. Sie halten sich dafür, sind es aber nicht. Zumindest ist es bei Mr. Louis Leverett so; Mr. Cockerel scheint darauf nicht so viel Wert zu legen. Sie sind extrem unterschiedlich (mit ihren gegensätzlichen Temperamenten) und jeder für sich eine Zeit lang sehr amüsant ... aber es würde mich furchtbar ermüden, mit einem von ihnen mein Leben zu verbringen. Keiner der beiden hat das vorgeschlagen, bis jetzt! Doch es ist offensichtlich, worauf sie hinauswollen. In großem Stil werden sie aufeinander losgehen, denn ich glaube, *au fond* bin ich ihnen ziemlich gleichgültig. Dies ist wohl der einzige Punkt, in dem sie übereinstimmen. Sie hassen einander entsetzlich, vertreten ja auch grundverschiedene Meinungen. Mr. Cockerel also hasst Mr. Leverett – er nennt ihn einen kranken kleinen Blödmann. Dessen Ansichten, sagt er, seien zur Hälfte Affektiertheit und zur Hälfte Dyspepsie. Mr. Leverett spricht von Mr. Cockerel als von einem »kreischenden Wilden«,

erklärt aber, er finde ihn höchst unterhaltsam. Es gebe nichts, sagt er, an dem wir nicht eine gewisse Unterhaltsamkeit entdecken könnten, sobald wir es nur in der richtigen Weise betrachten, und dass weder zu hassen noch zu lieben unsere Aufgabe sei; wir sollten einzig danach streben, zu verstehen. Verstehen heiße vergeben, sagt er. Das ist sehr hübsch, nur mag ich es nicht, wenn unsere Empfindungen unterdrückt werden, auch wenn ich kein Verlangen verspüre, meine an Mr. Leverett zu binden. Er ist sehr künstlerisch, und er klingt wie ein Artikel in einer Zeitschrift. Er hat lange in Paris gelebt, nach Mr. Cockerels Ansicht der Grund dafür, weshalb ein solcher Idiot aus ihm geworden sei. Das ist wenig schmeichelhaft für Dich, liebe Louisa, noch weniger aber für Deinen geistreichen Bruder, denn wie Mr. Cockerel erklärt, sieht er ihn (den schlechten Pariser Einfluss) hauptsächlich bei Männern am Werk. Genau genommen sei er gesamteuropäisch, dieser schlechte Einfluss. Das allerdings stellt Mamma bloß; nur fürchte ich, dass er (nach dem, was ich ihm erzählt habe) ohne Zweifel auch Mamma für eine Idiotin hält. (Ich kann nichts dafür, weißt Du – ich wollte schon immer nach Hause.) Würde Mamma ihn kennen – was sie nicht tut, weil sie stets die Augen zumacht, sobald ich an seinem Arm vorbeikomme –, sie fände ihn abscheulich. Mr. Leverett wiederum sagt zu mir, er (Mr. Cockerel) sei nichts gegen das, was wir noch zu sehen bekämen. Mr. Cockerel ist aus Philadelphia; er besteht darauf, dass wir nach Philadelphia fahren und es uns ansehen, Mamma aber sagt, sie sei 1855 dort gewesen und habe es damals *affreux* gefunden. Mr. Cockerel sagt, Mamma sei offensichtlich nicht unterrichtet über den Vormarsch des Fortschritts in diesem Land; er redet von 1855, als wäre das hundert Jahre her. Mamma sagt, sie wisse, die Zeit verfliege viel zu schnell – so schnell, nichts Gutes könne dabei entstehen. Darauf entgegnet

Mr. Cockerel, der, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, absolut gutmütig ist, sie solle lieber zunächst an Land gehen und die Fortschritte mit eigenen Augen sehen. Mamma erwidert, sie sehe sie ja von hier aus, die Fortschritte, und dass sie ihr im Herzen wehtäten. (Dieser kleine Meinungs-austausch wird über mich ausgetragen – sie haben noch nie miteinander geredet.) Wie gesagt, Mr. Cockerel ist überaus gutmütig, ja, an ihm bewahrheitet sich, was ich über die Männer in Amerika und ihre so rücksichtsvolle Behandlung der Frauen habe sagen hören. Offensichtlich hören sie ihnen sehr viel zu. Sie widersprechen ihnen nicht ... was in meinen Augen aber eher negativ ist. Es liegt sehr wenig Galanterie darin, jemandem nicht zu widersprechen, und mir gefällt nicht, dass es so einiges gibt, was die Männer gar nicht erst in Worte fassen. Da sind andere an Bord, die ich beobachtet habe. Es ist, als wären sie alle die eigenen Brüder oder Cousins. Doch ich habe Dir versprochen, nicht alles über einen Kamm zu scheren, und vielleicht werden sie mehr in Worte fassen, sobald wir anlegen. Mr. Cockerel kehrt von einer der üblichen Rundreisen mit der neu gewonnenen Überzeugung nach Amerika zurück, dass es ein anderes Land gar nicht gibt. Vor einer Stunde habe ich mich an Deck von ihm verabschiedet, als er gerade durch ein Opernglas die Küste betrachtete und sagte, er habe auf seiner ganzen Rundreise nichts Hübscheres gesehen. Als ich bemerkte, dass die Küste eher niedrig zu sein scheine, sagte er, umso leichter sei es, an Land zu gehen. Mr. Leverett hat es anscheinend nicht eilig, an Land zu kommen: Er sitzt in Sichtweite von mir in einer Ecke des Salons ... am Briefeschreiben, nehme ich an, wobei er so, wie er auf seinem Füller herumkaut und mit den Augen rollt, aussieht, als würde er ein Sonett verfassen und einem Reim auflauern. Vielleicht ist das Sonett ja sogar an mich gerichtet – doch ich vergesse, dass er Empfindun-

gen unterdrückt! Der einzige Mensch, an dem Mamma wirklich Interesse zeigt, ist der große französische Kritiker Monsieur Lejaune, den wir die Ehre haben an Bord mit uns zu führen. Wir haben einige seiner Werke gelesen, obwohl Mamma sie als tendenziös missbilligt und ihn für einen grässlichen Materialisten hält. Wir haben sie des Stils wegen gelesen; Du weißt ja, er ist eines der neuen Akademiemitglieder. Er ist ein Franzose wie jeder andere, abgesehen davon, dass er eher still ist. Und er hat einen grauen Schnurrbart und das Band der Ehrenlegion. Er ist der erste französische Autor von Rang seit de Tocqueville, der in Amerika war; die Franzosen sind nicht sehr unternehmungsfreudig, zumindest in diesen Dingen. Auch wirkt er beständig verwundert, was er *dans cette galère* verloren hat. Begleitet wird er von seinem *beau-frère*, der Ingenieur ist und ein paar Minen betreut, und er unterhält sich mit kaum jemandem sonst, denn er spricht kein Englisch und scheint es als gegeben hinzunehmen, dass niemand Französisch spricht. Mamma wäre erfreut, ihn vom Gegenteil zu überzeugen: Noch nie hat sie sich mit einem Akademiemitglied unterhalten. Sobald er vorbeigeht, deutet sie vage einen Knicks an und lächelt dabei, und er antwortet mit einem ehrerbietigsten Diener – doch mehr passiert zu Mammass Enttäuschung nicht. Er ist immer in Begleitung des *beau-frère*, eines ziemlich ungepflegten, fetten, bärtigen Kerls – der ebenfalls dekoriert ist, außerdem immer am Rauchen und Beglotzen der Füße der Damen, die zu *aborder* Mamma nicht den Mut aufbringt (obschon ihre Füße sehr ansehnlich sind). Ich glaube, Monsieur Lejaune hat vor, ein Buch über Amerika zu schreiben, das aber laut Mr. Leverett nur schrecklich werden kann. Mr. Leverett hat seine Bekanntschaft gemacht und sagt, Monsieur Lejaune werde ihn in sein Buch aufnehmen. Die Beweglichkeit des französischen Intellekts, sagt er, sei superb. Im Allgemeinen

kümmern ihn Akademiemitglieder nicht, Monsieur Lejaune aber hält er für eine Ausnahme, der sei ja so lebendig, so persönlich. Ich habe Mr. Cockerel gefragt, was er von Monsieur Lejaunes Vorhaben, ein Buch zu schreiben, halte, und er erwiderte, er verstehe nicht, was es ihn angehe, dass ein Franzmann mehr einen Affen aus sich mache. Ich fragte ihn, weshalb denn er nicht ein Buch über Europa geschrieben habe, und er sagte, zum einen sei Europa nicht wert, dass man darüber schreibe, und zum anderen würden die Leute denken, er mache Witze, sobald er äußere, was er denke. Er sagte, man sei gegenüber Europa sehr abergläubisch hier drüben. Ginge es nach ihm, dann sollten sich die Menschen in Amerika verhalten, als gäbe es Europa nicht. Ich erzählte das Mr. Leverett, und er erwiderte, dass, wenn es Europa nicht gäbe, auch Amerika nicht existieren könne, da Europa Amerika am Leben erhalte, indem es unseren Mais kaufe. Er sagte außerdem, in Zukunft werde Amerikas Problem sein, dass es Waren in so enormen Mengen produziere, dass in der übrigen Welt gar nicht genug Menschen leben, um sie zu kaufen, und wir somit auf unseren Produkten – die meisten scheußlich – sitzen bleiben. Ich fragte ihn, ob Mais für ihn ein scheußliches Produkt sei, und er erwiderte, es gebe nichts Unschöneres als zu viel Nahrung. Ich hingegen glaube, dass es im Grunde *un beau rôle* wäre, die Welt überzuernähren. Natürlich verstehe ich davon nichts, und ich glaube, Mr. Leverett geht es genauso; nur Mr. Cockerel weiß anscheinend, wovon er redet, wenn er sagt, Amerika sei in sich vollkommen. Ich weiß nicht genau, was er damit meint, aber es klingt, als wären die Angelegenheiten der Menschheit irgendwie auf diese Seite der Welt herübergewandert. Vielleicht ist hier ja ein sehr guter Platz für sie, zumal ich Europas furchtbar müde bin – weiß der Himmel –, auch weil Mamma immer so darauf bestanden hat, dass ich es gernhabe. Nur glaube

ich, was mir gar nicht behagt, ist die Vorstellung, dass wir komplett abgeschnitten sind. Mr. Cockerel sagt, nicht wir seien abgeschnitten, sondern Europa, wobei er anscheinend glaubt, Europa habe das irgendwie verdient. Das mag sein; unser Leben dort drüben war manchmal furchtbar ermüdend, auch wenn Mamma sagt, dass uns die wirklichen Erschöpfungszustände erst noch bevorstehen. Ich möchte auf diese grässlichen alten Länder gern selbst schimpfen, bin mir aber nicht sicher, ob mir das bei anderen gefällt. Immerhin hatten wir dort ganz gute Zeiten, und in Piacenza haben wir von gerade mal vier Francs am Tag gelebt. Mamma ist schon schrecklich in Sorge wegen der Kosten hier, sie hat Angst vor dem, was die Leute auf dem Schiff (die paar, mit denen sie geredet hat) ihr erzählt haben. Einen Trost gibt es zumindest: Um hierherzukommen, haben wir so viel Geld bezahlt, dass nichts mehr übrig bleibt, um wieder wegzukommen! Um mich zu beschäftigen, bis wir Nachrichten von den Inseln erhalten, kritzele ich so vor mich hin, wie Du siehst. Schon kommt Mr. Cockerel und bringt sie. Ja, sie sind in Sicht. Sie seien schöner als je, sagt er mir, und ich müsse kommen, *right up right away*. Bestimmt denkst Du, ich fange schon an, die Landessprache zu sprechen. Mit Sicherheit spreche ich am Monatsende nur noch so. Ich habe jeden Dialekt aufgeschnappt, wohin wir auch gereist sind. Du hast mich Plattdeutsch sprechen hören und Neapolitanisch. Aber *voyons un peu* die Bucht! Eben habe ich Mr. Leverett Bescheid gegeben, damit er an die Inseln denkt. »Die Inseln ... die Inseln? Ach, meine liebe junge Dame, ich habe Capri gesehen, ich habe Ischia gesehen!« Tja, ich genauso, was mich aber nicht abhält ... (*Ein bisschen später.*) – Habe die Inseln gesehen. Sie sind ziemlich komisch.

MRS. CHURCH, AUS NEW YORK,
AN MADAME GALOPIN, GENÈVE.

17. Oktober 1880

Wenn ich mich mitten auf dem bejammernswerten Atlantik schon weit weg von Ihnen gefühlt habe, *chère* Madame, wie geht es mir erst jetzt, im Herzen dieser Stadt außer Rand und Band? Wir sind angekommen – wir sind angekommen, liebe Freundin; nur weiß ich nicht, ob ich Ihnen das als vorteilhaft schildern kann. Hätte man uns vor die Wahl gestellt, entweder sicher an Land zu gelangen oder hinabzusinken auf den Grund des Ozeans, ich hätte mich zweifelsohne für Ersteres entschieden; denn anders als die Moderne gemeinhin anzunehmen neigt, bin ich wie Ihr edler Gatte der Meinung, dass wir unser Leben nicht mir nichts, dir nichts wegwerfen dürfen, sondern dass es uns durch eine höhere Macht anvertraut wurde, die uns dafür zur Rechenschaft ziehen wird. Wenn ich allerdings deutlicher vorausgesehen hätte, was mich hier erwartet – nur wenige Eindrücke hätten genügt –, weiß ich nicht, ob ich zumindest um meiner Tochter willen nicht besser daran getan hätte, auf der Stelle vor unseren Schöpfer zu treten. Hätte ich mir nicht weniger (anstatt mehr) Schuld aufgeladen, wenn ich mutig genug gewesen wäre, lieber *ihr* Schicksal zu regeln anstatt mein eigenes? Ein hübsches Thema, dem sich der liebe Monsieur Galopin widmen sollte – eines jener Themen, über die ich ihn so erhebend habe von der Kanzel sprechen hören. Immerhin geht es uns gut, sage ich mir –

womit ich meine, dass es uns gesundheitlich gut geht. Erneut führen wir unser vertrautes Leben-aus-dem-Koffer, wenn auch unter deutlich anderen Bedingungen. Wir haben Unterschlupf gefunden in einer Pension, die mir wärmstens empfohlen wurde und wo die Gepflogenheiten der barbarischen Pracht entsprechen, die in diesem Land die einzige Alternative zur primitiven Grobheit bildet. Die Preise, pro Woche, sind so prächtig wie alles andere. Die Hausherrin trägt Diamantohrringe; die Salonzimmer sind mit Marmorstatuen dekoriert. Ja, es tut mir aufrichtig leid, Sie davon in Kenntnis setzen zu müssen, aber ich werde hier *rançonnée* und bin selbst verantwortlich dafür; noch mehr leid tut es mir, sollte dies nur einer meiner guten Freundinnen in Genf zu Ohren kommen, die mich nicht so gut kennt wie Sie und deshalb härter mit mir ins Gericht geht. Zum Dinner wird kein Wein serviert, weshalb ich die Leiterin des Etablissements bat, ihre Tafel etwas freigiebiger auszustaffieren – vergeblich. Sie sagt, ich könne gern so viel Wein trinken, wie ich wolle, solange ich den beim Händler bestelle und die Kosten bei ihm begleiche. Doch wie Sie wissen, war ich nie der Ansicht, unsere bescheidene Ration an *eau rouge* rechtfertige eine Zulage. Ja, und wie ich mich erinnere, ist es vor allem Ihrem vortrefflichen Rat zu verdanken, wenn ich es mir zur Gewohnheit gemacht habe, in diesem Punkt unerschütterlich zu bleiben. Allerdings gibt es größere Schwierigkeiten als die Frage, was wir zum Dinner trinken sollen, *chère* Madame. Indes, ich habe den Mut noch nie sinken lassen, und sinken lassen werde ich ihn auch jetzt nicht. Im schlimmsten Fall kehren wir zurück an Bord – um uns zu erholen und zu erfrischen an den Ufern Ihres wunderschönen Sees. (Es gibt hier absolut keine Landschaft!) Zwar werden wir in diesem Fall vielleicht nicht erreicht haben, was wir uns erhofft hatten, zumindest aber wird unser Rückzug ehrenhaft vonstat-

tengegangen sein. Was wir uns erhoffen – ich weiß, genau das ist es, was Ihnen Kopfzerbrechen bereitet, liebe Freundin. Ich glaube nicht, dass Sie meine Motive, diesen gewaltigen Schritt zu unternehmen, je wirklich nachvollziehen konnten, auch wenn Sie so gütig waren und auch wenn Ihr großherziger Gatte so gütig war, beim Abschied meine Hand auf eine Weise zu drücken, die mir zu sagen schien, dass Sie zu mir halten, selbst wenn ich mich irre. Um es klipp und klar zu sagen: Ich wollte den ewigen Beschwerden seitens meiner Tochter ein Ende setzen. Viele Amerikaner hatten ihr weisgemacht, sie würde ihre Jugend verplempern in diesen Ländern voller Geschichte, die so inniglich kennenzulernen sie das Privileg besaß, und diese unglückselige Überzeugung hatte sich schließlich auch ihrer bemächtigt. »Lass mich wenigstens selber sehen, wie es ist«, hieß es von ihr. »Wenn ich's da drüben so schlimm finde, wie du's mir vorhersagst, umso besser für dich. In diesem Fall kommen wir eben zurück und regeln die Dinge neu in Stuttgart.« Das Experiment geht furchtbar ins Geld; aber Sie wissen, dass noch keine Tortur meine Hingabe verringert hat. Es gibt außerdem einen anderen Punkt, den nicht zu berühren – von Mutter zu Mutter gesprochen – bloße Heuchelei wäre. Ich erinnere mich der berechtigten Genugtuung, mit der Sie mir die Verlobung Ihrer bezaubernden Cécile ankündigten. Sie wissen, mit welcher ernster Fürsorge meine Aurora erzogen wurde – wie gründlich vertraut sie ist mit den wesentlichen Erkenntnissen moderner Forschung. Wir haben uns stets gemeinsam fortgebildet, wir haben uns stets gemeinsam daran erfreut. Es wird Sie vielleicht überraschen, zu hören, dass sie mir eben diese Vorteile zum Vorwurf macht – sie hinstellt, als hätten sie ihr geschadet. »In diesem Land«, sagt sie, »haben Gentlemen diese Fertigkeiten nicht. Die Erkenntnisse moderner Forschung sind ihnen piegegal. Und auf der Suche

nach einer guten Partie hilft es jemandem, der jung ist, wenig, wenn er einen Überblick zu geben vermag über die jüngste deutsche Pessimismus-Theorie.« Das mag stimmen. Und ich habe ihr nie verhehlt, dass ich sie nicht für dieses Land erzogen habe. Sollte sie in den Vereinigten Staaten heiraten, so ist es – selbstredend – meine Absicht, dass mein Schwiegersohn uns nach Europa begleitet. Je mehr sie meine Aufmerksamkeit auf diese Tatsachen lenkt, umso mehr spüre ich jedoch, dass wir uns durch eine verwandelte Welt bewegen. Immer mehr wird dieses Land zu dem der vielen; die wenigen finden für sich immer weniger Platz. Und der Einzelne ... tja, der Einzelne wird im Grunde überhaupt nicht mehr wahrgenommen. Er wird wahrgenommen als Wähler, aber als Gentleman wird er nicht wahrgenommen – weniger noch als eine Lady. Meine Tochter und ich können natürlich nur so tun, als zählten wir zu den *wenigen*! Sie wissen, niemals, nicht für einen Moment, habe ich klein beigegeben in meinem Anspruch, ein Individuum zu sein, auch wenn manchmal meine ganze Energie nötig war, um ihn mitten im Trubel des Lebens-aus-dem-Koffer aufrechtzuerhalten. »Oh ja, ich mag arm sein«, hatte ich durchaus Gelegenheit, mir zu sagen, »ich mag schutzlos sein, mag zurückgesetzt sein, mag in der *quatrième* in einem kleinen Appartement hausen und außerstande sein, die Hausangestellten hemmungslos mit Bestechungsgeldern zu spicken – doch zumindest bin ich eine *Person*, mit persönlichen Rechten.« In diesem Land haben die Leute Rechte, die Person aber hat keine. Das würden Sie feststellen, wenn Sie mich begleitet hätten, um in diesem Etablissement die Dinge zu regeln. Die ach so feine Dame, die es zu leiten geruht, ließ mich zwanzig Minuten warten, ehe sie ohne ein Wort des Bedauerns hereingesegelt kam. Ich saß nur da, ganz still, den Blick auf die Uhr gerichtet. Aurora amüsierte sich und tat, als bewundere sie

das Zimmer – ein wundervolles Salonzimmer, mit magenta-roten Vorhängen, Fresken an den Wänden und Fotografien von den Freundinnen der Hausherrin – als ob ihre Freundinnen einen im Geringsten kümmerten! Als diese bedeutende Persönlichkeit hereinkam, bemerkte sie bloß, sie habe soeben ein Kleid anprobiert – es habe so lange gedauert, einen Rock zurechtzuzupfen. »Es scheint in der Tat sehr lange gedauert zu haben!«, antwortete ich. »Da kann ich nur hoffen, dass der Rock endlich gut sitzt. Sie hätten nach uns schicken lassen können, damit wir hinaufkommen und ihn uns ansehen!« Offensichtlich begriff sie nicht, und als ich sie bat, uns ihre Zimmer zu zeigen, übergab sie uns einem Neger, der so *dégingandé* war wie sie selbst. Während wir uns die Räume ansahen, hörte ich, wie sie sich unten im Salonzimmer ans Klavier setzte ... sie fing an, eine Arie aus einer komischen Oper zu singen. Ich dagegen fing an, mich zu fragen, ob wir wohl auf Abwege geraten waren. Ich fragte mich, was für ein Haus das sein konnte, und war erst beruhigt, als ich in jedem Zimmer eine Bibel bemerkte. Als wir wieder hinunterkamen, drückte unsere musikalische Gastgeberin durch nichts die Hoffnung aus, die Zimmer könnten uns gefallen haben, und ob wir sie nehmen wollten, schien ihr ziemlich schnuppe zu sein. Zudem weigerte sie sich, den kleinsten Nachlass zu gewähren, und war, wie ich Ihnen erzählte, in puncto Wein der reinste Felsen. Als ich bei diesem Thema nicht lockerließ, war sie so gütig, anzumerken, sie betreibe kein *cabaret*. Man gilt nicht das Geringste; es gibt keinen Respekt für die eigene Privatsphäre, die eigenen Vorlieben, die eigenen Bedenken. Die Vertraulichkeit kennt keine Grenzen, weshalb auch ich bereits ein Dutzend neuer Bekannter habe, von denen ich nichts weiß und nichts wissen will. Aurora erzählt mir, sie sei die »Perle der Pension«. Allem Anschein nach ist dies eine hohe Auszeichnung. Mich

bringt das zurück zu meiner armen Kleinen und ihren Aussichten. Sie betrachtet sie auch selbst sehr kritisch: Dass ich sie falsch erzogen hätte, sagt sie, und dass niemand sie heute heiraten werde. Kein Amerikaner werde sie heiraten, weil sie zu sehr Ausländerin sei, und kein Ausländer werde sie heiraten, weil sie zu sehr Amerikanerin sei. Ich erinnere sie daran, dass kaum ein Tag vergeht, an dem nicht ein Ausländer, für gewöhnlich einer mit Renommee, um die Hand einer Amerikanerin anhält, woraufhin sie mir zur Antwort gibt, dass in diesen Fällen die junge Lady nicht ihrer schönen Augen wegen geehelicht werde. Nicht immer, erwidere ich ... und dann verkündet sie, dass sie keinen Ausländer heiraten werde, der nicht zur Crème de la Crème gehört. Zweifelsohne werden Sie sagen, sie sollte sich zufriedengeben mit Vorteilen, die für Cécile nicht als unzulänglich erachtet wurden; doch ich werde hier nicht wiedergeben, was sie bemerkte, als ich dieses Argument einmal angeführt habe. Ja, zweifelsohne werden Sie überrascht sein, zu hören, dass für mich mit dem Streiten Schluss ist. Vielmehr ist es an der Zeit, Ihnen mitzuteilen, dass ich mich zu guter Letzt einverstanden erklärt habe, sie ihr Leben in die eigene Hand nehmen zu lassen. Für drei Monate wird sie *à l'Américaine* leben und ich bloße Zuschauerin sein. Sie werden es mir nachfühlen können, dass dies für ein *cœur de mère* eine grausame Position ist. Ich zähle die Tage, bis die drei Monate um sind, und weiß, Sie schließen sich meinen Gebeten an. Aurora läuft allein durch die Stadt. Sie nimmt die Trambahn – eine *voiture de place* kostet fünf Francs für die geringste kleine *course*. (Ich flehe Sie an, niemanden wissen zu lassen, dass mich manchmal die Schwäche erfasst hat ...) Meine Tochter wird manchmal von einem Gentleman begleitet – von einem Dutzend Gentlemen. Sie bleibt stundenlang weg, aber in diesem Etablissement sorgt ihr Benehmen ja für keine

Überraschung. Ich weiß jedoch nur zu gut, für welche Empfindungen es in Ihrem ruhigen Heim sorgen wird. Falls Sie uns im Stich lassen, *chère* Madame, sind wir verloren – warum aber sollte von alldem irgendwer in Genf überhaupt erfahren? Aurora tut so, als hätte sie sich weiszumachen vermocht, dass es sie nicht kümmert, wer davon weiß. Allerdings zeigt ihr Gesicht einen seltsamen Ausdruck, was beweist, dass sie kein gutes Gewissen hat. Ich beobachte sie, ich lasse sie gehen, aber sitze da mit verkrampften Händen. Es gibt eine eigentümliche Sitte in diesem Land – ich wüsste nicht, wie man dazu in Genf sagen würde: »Aufmerksam sein« nennt man sie, womit die Aufmerksamkeit gemeint ist, die man gegenüber jungen Mädchen an den Tag legt. Es hat nicht notwendigerweise etwas mit Heiratsabsichten zu tun – obwohl diesen Vorzug nur genießt, wer unverheiratet ist, und obwohl das Ganze (glücklicherweise, und das mag Sie verwundern) in keinerlei Beziehung zu anderen Absichten steht. Es ist einfach eine Erfindung, die es jungen Leuten beider Geschlechter erlaubt, Zeit miteinander zu verbringen. Wie soll ich den Mut aufbringen, Ihnen zu erzählen, dass Aurora sich nun gemeinsam mit einigen Gentlemen diesem *délassement* hingibt? Obwohl es mit dem Heiraten nichts zu tun hat, schließt es dieses erfreulicherweise nicht aus, und wie man hört, ist es zu Eheschließungen infolge (oder trotz) dessen gekommen. Es stimmt, sogar in diesem Land darf eine junge Lady lediglich einen Ehemann auf einmal heiraten, wohingegen ihr gleichzeitig eine ganze Reihe von Gentlemen Aufmerksamkeit entgegenbringt, die allesamt »Bewunderer« genannt werden. Meine Tochter hat demnach Bewunderer in unbegrenzter Zahl. Sie werden vielleicht glauben, ich scherze, wenn ich Ihnen erzähle, dass ich mich außerstande sehe, exakt zu sein – ich, die früher *l'exactitude même* war. Zwei dieser Gentlemen sind gewissermaßen alte

Freunde, denn sie waren Passagiere an Bord des Dampfers, der uns so weit von Ihnen fortgebracht hat. Der eine ist noch jung, ein typischer Vertreter des amerikanischen Naturells, dabei durchaus respektabel und Anwalt in einer angesehenen Kanzlei. Jeder in diesem Land geht einem Beruf nach – allerdings werden die Berufe zugegebenermaßen weit besser bezahlt als *chez vous*. Sogar während ich Ihnen schreibe, hat Mr. Cockerel meine Tochter komplett in Beschlag genommen. Vor einer Stunde wurde sie von ihm abgeholt in einem »Boghey« – einem seltsamen, unsicheren Klappervehikel, das auf riesigen Rädern fährt und seine zwei Insassen zwingt, sich dicht aneinanderzudrängen –, und ich beobachtete vom Fenster aus, wie sie sich neben ihn setzte. Dann wirbelte er mit ihr davon, zwei Pferdchen nach mit schrecklich dünnen Beinen. Die ganze Equipage – und vor allem die Tatsache, dass sie darin saß – war von fragwürdigstem Geschmack. Aber sie kommt ja zurück, und wenn sie zurück ist, wird sie noch immer fast dieselbe sein. Genauso ist es, wenn sie hinuntergeht zu Mr. Louis Leverett, der kein Vehikel hat, sondern bloß kommt und mit ihr im vorderen *salon* sitzt. Er hat lange in Europa gelebt und liebt die Kunst, und obwohl ich mir nicht sicher bin, ob ich ihm zustimme in seinen Ansichten von der Beziehung zwischen Kunst und Leben und Leben und Kunst und in seiner Interpretation von einigen der großen Kunstwerke, die Aurora und ich uns zusammen angesehen haben, scheint er mir ein hinlänglich ernsthafter und intelligenter junger Mann zu sein. In meinen Augen stellt er keine wirkliche Gefahr dar; andererseits bietet er jedoch nicht die geringsten Sicherheiten. Jedenfalls bin ich außerstande, mir über seine pekuniäre Situation Gewissheit zu verschaffen. Es herrscht in diesen Punkten eine Unklarheit, die äußerst befremdlich ist, und dennoch käme kein junger Mann je auf die Idee, einem die Möglichkeit zu ge-

ben, Erkundigungen über ihn einzuholen. In Genf wäre ich nicht in dieser Verlegenheit. Ich wäre, *chère* Madame, mit meiner kleinen Bitte um Nachforschung zu Ihnen gekommen, und was Sie mir nicht hätten mitteilen können, wäre nicht wert, dass ich davon weiß. In New York aber kann niemand mir die kleinste Auskunft über Mr. Louis Leveretts *état de fortune* geben. Fest steht immerhin, er stammt aus Boston, wo die meisten seiner Freunde wohnen; allerdings kann ich es mir nicht leisten, nach Boston zu reisen, nur um dort womöglich zu erfahren, dass Mr. Leverett (der junge Louis) ein Einkommen von fünftausend Francs hat. Wie ich schon sagte, halte ich ihn jedoch für ungefährlich. Wenn Aurora zu mir zurückkommt, nachdem sie eine Stunde mit dem jungen Louis verbracht hat, sagt sie, er habe ihr seine Empfindungen beim Besuch von Shelleys Wohnhaus beschrieben oder die Unterschiede erörtert zwischen dem Bostoner Temperament und dem der Italiener der Renaissance. Sie werden sich mit diesen *rapprochements* nicht eingehender beschäftigen wollen, und ich kann es Ihnen nicht verdenken. Aber Sie lassen mich doch nicht im Stich, *chère* Madame?